

Oliver König

## Buchbesprechung

Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850. Frankfurt/NewYork: Campus Verlag 1991. 300 Seiten. ISBN 3-593-34337-1.

Preis: DM 38,-.

Erschienen in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1992, H. 2, S. 386-387.

„Vielleicht wird der Leser gelegentlich etwas beschämt, die Leserin reichlich befremdet sein in Anbetracht der hier versammelten 'männerwissenschaftlichen' Logik. Möge der Leser nicht einfach das Ganze als schaurig antiquitierte Kuriositätensammlung beiseite legen, sondern die weiter mäandernde Kontinuität dieses Diskurses bedenken. Möge sich die Leserin nicht zu einem antiwissenschaftlichen Affekt oder zum Rückzug auf die hoffnungslos abgestandenen Fiktionen echter Weiblichkeit ermuntert fühlen, sondern noch einmal guten Mutes die Anstrengung der Begriffe auf sich nehmen“. Dieser Einladung im Vorwort lohnt es sich zu folgen, denn Claudia Honegger legt mit ihrer Habilitationsschrift (FB Gesellschaftswissenschaften, Frankfurt) zur „Codierungsgeschichte moderner Geschlechtscharaktere“(3) eine material- und ideenreiche Arbeit vor. Ausgehend von der geläufigen geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Metapher, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mensch entdeckt wird, „und zwar gleich in der schwierigen Doppelrolle als erkenntnistheoretisches Problembündel und als pathetisch autonomer Identitätsentwurf“(1), weist sie darauf hin, daß mit diesem für die Moderne weithin als konstitutiv angesehenen Prozeß ein anderer kultureller Systematisierungsprozess einherging, die Konstruktion eines „scharfen Dualismus der Geschlechter“. Dieses Nebeneinander von „menschlichen Verallgemeinerungen und geschlechtlichen Besonderheiten“, und das heißt den „Besonderheiten“ der Frau, ist geradezu „in die Herzkammer der Moderne eingelassen“. Ob es sich hierbei um eine „systematische Verkehrung“ der Modernisierung oder um ihre Voraussetzung handelt, erweist sich als eine zentrale Frage im heutigen Geschlechterdiskurs, der sich paradoxerweise selbst als Ergebnis dieser Modernisierung darstellt. Ihre Beantwortung bleibt auch nach der Lektüre noch offen und es ist eine der Stärken des Buches, daß es die Widersprüchlichkeit der Geschlechterbestimmungen als Teil gesellschaftlicher Widersprüchlichkeit nicht von vorneherein in allzu einfache Erklärungsmuster z.B. von der Macht und der Ideologie eines „patriarchalen Gesamtakteurs“(5) auflöst.

Honegger beginnt mit einer Untersuchung zur weiblichen Selbstreflexion gegen Ende des 18. Jahrhunderts. In ihr werden Ansätze einer weiblichen Differenzierungsdebatte sichtbar, die sich mit Selbstständigkeit und Individualität, Intellektualität und Moral beschäftigt. Diese Debatte läuft zwar weitgehend innerhalb der bestehenden Geschlechterdifferenzen, jedoch in Wahrnehmung der politischen und gesellschaftlichen Entstehungshintergründe und Gestaltungsmöglichkeiten. So wird z.B. gegenüber dem verbreiteten männlichen intellektuellen Muster „Weib oder Werk“ ein weibliches Pendant „Windeln und Werk“(29) zumindest denkbar. Vielen Frauen wie Männern der Aufklärungszeit war die „natürliche und konstitutionelle Gleichheit der Geschlechter“(141) noch völlig fraglos, auch wenn selbständige weibliche Lebensentwürfe nur wenige Realisierungsmöglichkeiten hatten. Einen Ausweg bot und bietet die „Kultur der Empfindsamkeit“. Als eine weitere Konsequenz der Abschiebung der Frauen in die innerfamilialen Handlungskreise entsteht bei ihnen quasi als paradoxe Folge der „säkularisierten protestantischen Berufsethik“(36) eine rigide Gesinnungsethik. So sei „die seit der Aufklärung vielbeschworene moralisch-sittliche Überlegenheit des weiblichen Geschlechts“(37) nicht nur als eine männliche Zuschreibung anzusehen, sondern müsse im Sinne einer „Umwandlung des äußeren Zwangs in eine ethische Forderung und innere Qualität“(38) interpretiert werden.

Es folgt die Ausbreitung des männlichen Diskurses „über die Weiber“, der sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einer Art „Männerbewegung“ konstituiert „mit dem Ziel, den Einfluß der Frauen und Damen auf Staat und Gesellschaft einzudämmen“(53). Der soziale Ort dieser bürgerlich-männlichen Intelligenz ist dabei um 1800 noch sehr labil, der männliche Gelehrte eher Karikatur als

Idealbild. Dies gibt nun den Hintergrund für einen Männerdiskurs ab, der sich in weiten Teilen durch eine rigide Abgrenzung, einen vehementen Frauenhaß und eine fast unglaubliche Dummheit der Argumentation auszeichnet, die von offenen Widersprüchen nur so wimmelt. Beteiligt sind an diesem Diskurs nun nicht nur Männer, die dem/der Nichtfachmann bzw. -frau selten bekannt sein werden (z.B. Ernst Brandes, Jakob Mauvillon), sondern die Galionsfiguren der europäischen Geistesgeschichte (z. B. Rousseau, Kant, Fichte, Hegel). Honegger läßt daneben zwar durchaus einige Männer zur Sprache kommen, die der Position der Frau mit mehr Verständnis begegnen (Theodor Gottlieb von Hippel, Karl Augustus Erb). Sie sind und bleiben aber wenig beachtete Außenseiterfiguren.

Diese noch stark philosophisch ausgerichteten Diskurse über „Geschlechtscharaktere“ sind aber eigentlich erst Vorspiel für die nachfolgende Übersetzung der Geschlechtsbestimmungen in Naturkategorien. Zwar schon angelegt z.B. bei Rousseau werden es zu Anfang des 19. Jahrhunderts erst die Anthropologen und dann die Mediziner sein, die sich der Sonderrolle der Frau bemächtigen, um sie in letzter Konsequenz durch die Schaffung einer Sonderwissenschaft für die Frau, der Gynäkologie, nicht nur aus den gesellschaftlichen Handlungsfeldern, sondern auch aus dem Diskurs über diese Handlungsfelder, bzw. über „den Menschen“ auszuschließen.

Diese Argumentationslinien verfolgt Honegger sehr detailliert sowohl in der Entwicklung der deutschen Anthropologie wie auch einer weiblichen Sonderanthropologie in Frankreich. In beiden Fällen geht diese Entwicklung mit der Ausarbeitung eines „modernen“ Wissenschaftsprogramms einher, das den „reinen empirischen Tatsachenblick“ (174) und die Methode des Vergleichs, in diesem Fall von männlicher und weiblicher Anatomie, zusammen mit den Willkürlichkeiten der Analogiebildung auf ihr Schild hebt. In Überwindung des cartesianischen Dualismus von Körper und Geist soll ein ganzheitliches Bild vom Menschen entworfen werden. Die Grundlage soll in Zukunft nicht mehr die Metaphysik liefern, sondern die Physiologie. „In letzter Instanz werde so die Moral zu einem bloßen 'Zweig der Natur-Geschichte des Menschen',“ (155), so zitiert Honegger den französischen Arzt Cabanis, Revolutionär, „Vater von zwei Töchtern und Liebling der Pariser Salons und der Damen“ (162). Die geschilderten Szenen aus den Studierstuben der Anatomen, eingefangen in dem schaurig-schönen Titelbild, erinnern an Frankenstein'sche Gruselkabinette und tragen „Züge einer wildgewordenen Science-Fiction“ (192). Diese „systematische Produktion von Unsinn“ (187) seziert den „Leib als beseelte Maschine, die die Wahrheit in sich trug: die Wahrheit des Geistes, der Moral, der Krankheit, des Geschlechts“ (214). Heraus kam immer das gleiche. Aufgrund der großen Reizbarkeit, Weichheit, Schwäche und Kleinheit des weiblichen Organismus überwiegen bei den Frauen „aus organischen Gründen die Empfindungen vor Ideen und körperlichen Bewegungen. Daraus resultieren ihre größere Empfindlichkeit, ihre hyperdominante Sensibilität, ein zärtliches Grundgefühl, die Unfähigkeit zu 'hohen Wissenschaften' einerseits, die Liebe zum Detail und die Anlage zur 'practischen Moral' andererseits“ (148).

Die trotz der vorgeführten Redundanz des Geschlechterdiskurses große Vielfältigkeit des Materials, das Honegger ausbreitet, kann hier nur angedeutet werden. Immer wieder wird man dabei auf Parallelen zum heutigen Diskurs gestoßen, ohne daß diese von Honegger explizit aufgenommen würden, sicherlich auch, um ihrerseits eine schnelle Analogisierung zu vermeiden. Eine nur unbefriedigend beantwortete Frage bleibt am Ende die nach dem Zweck dieser männlichen „Produktion von Unsinn“. Wozu der ganze Aufwand? Bis auf einige kurze, aber interessante biographische Skizzen zu einigen der männlichen Akteure macht sich an dieser Stelle das Fehlen eines deutlicheren Bezugs zur Sozialgeschichte bemerkbar. Hier auf „relativ schlichte sexuell-soziale Herrschaftsinteressen“ (164) zu rekurrieren ist sowohl richtig wie auch unzureichend. So weist Honegger darauf hin, daß der „kränkelnde hypersensible Theoretiker am Schreibtisch ein Männerbild entwirft, das mit seinen eigenen Gewohnheiten ... wenig gemein haben dürfte“ (159). Diese „Gewohnheiten“ entsprechen in vielen Punkten dem abgewehrten Bild von Weiblichkeit. Wozu dient nun dieses „offenkundig projektive Argumentationsmuster“ (164)? So ließe sich argumentieren, daß der randständige, weitgehend handlungsabstinente und handlungsunfähige Intellektuelle in einer durchaus gewinnversprechenden Selbstfunktionalisierung ein von der „Allmacht der Gedanken“ (Freud) getragene Vorstellung über die Geschlechter produziert, die in den handlungsorientierten Sektoren der Gesellschaft in soziale Realitäten umgesetzt wird, bzw. diese

Umsetzung ideologisch überformt. Die Funktion von projektiven Mechanismen ist es nun, bei sich selbst abgelehnte oder als gefährlich angesehene Anteile dem „Anderen“ zuzuschreiben, um sie dort abzuwerten und zu bekämpfen. Dies würde die Möglichkeit eröffnen, die männliche Herrschaft über die Frau auch als Teil der männlichen „Selbstzwangapparatur“ (Elias) und damit eines gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs zu interpretieren, dessen Wirksamkeit gerade darin besteht, daß er trotz dieses Herrschaftsverhältnisses Frauen und Männer erfaßt.